

Nr. 117. Bromberg, den 26. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

3.

Adelheid schlüpfte in die Kammer; sie ließ die Tür einen Spalt offen, um zu lauschen. Man sollte zwar nicht lauschen, aber heute mußte sie.

Die Kinder waren bei Tante Eleonore und sollten dort über Nacht bleiben. Die Tante hatte gemeint, wenn Klein-Dag später einmal Borgland übernehmen solle, müsse er sich von Kind auf dort hingewöhnen. Das sagte sie, Adelheid wußte aber nicht recht, ob die Tante nicht um ihrer selbst willen die Buben manchmal um sich haben wollte. In ihrem strengen Blick leuchtete so viel Güte, und sie hatte unendliche Geduld mit ihnen.

Adelheid horchte. Sie hatten allein zu Abend gegessen, und es war kein einziges Wort gefallen. Alles Unsichere, Scheue an Dag war wie fortgeblasen. In seiner Haltung, seinem Blick lag eine Macht, wie, ja, wie sie auch Vater Dag in seinen strengen Herrscherzeiten gehabt haben mußte. Er hatte eines Abends noch lange in der Schreibstube gesessen und war tags darauf nach Süden gefahren und bis spät am Abend weggeblieben. Seitdem hatte er nicht ein Wort zu ihr gesagt, und schroff und bestimmt klang es, wenn er in der Diele mit den Leuten redete; sogar mit Syver. Selbst gegen die Kinder war er so anders, daß sie sich scheu von ihm fernhielten.

Noch etwas war ihr gestern abend aufgefallen: sie hatte ihn nicht durch die Diele kommen, nicht die Tür schließen hören, um ins Küchenhaus hinüberzugehen. Aber sie hatte darüber nicht weiter nachgedacht, sondern war zu Bett gegangen und bald eingeschlafen.

Und jetzt wollte sie horchen. Er war am Tisch sitzen geblieben — die Hand unterm Kinn, als gedenke er noch lange dazubleiben. Die Tür zwischen Wohnstube und Diele stand wie gewöhnlich offen, so daß sie es hören konnte, wenn er aufstand.

Lange hatte sie lauschend am Türspalt gestanden, als sie das Schurren seines Stuhles hörte. Seine Schritte gingen geradeswegs auf Vater Dags Schlafkammer zu. Die Türklinke schnappte, die Tür wurde aufgemacht, geschlossen und — von innen verriegelt. Was wollte er dort, und weshalb riegelte er sich ein? Adelheid schob ihre Tür immer weiter auf, stand schließlich an der Treppe und horchte hinunter.

Der Zugang zum Unterkeller mit den Wertpapieren befand sich ja in der Schlafkammer. Wollte er dort hinunter? War er geworden, wie sein Vater nach eigenem Geständnis in seinen besten Jahren gewesen war? Habsüchtig? Nein, sie hörte weder einen Laut aus dem Keller, noch Schritte auf der Stiege. Aber krachte jetzt nicht das Bett? Legte er sich in Vater Dags Bett?

Adelheid lief in ihre Kammer und schloß lautlos die Tür. Im Ofen brannte ein Feuer, sie zündete ein Licht daran an und stellte es auf die Kommode. Heute abend kam es ihr so merkwürdig öde und leer in ihrer Kammer vor, und die Türöffnung zu Dags Stube dünkte sie ein dunkler Durchgang zu — Nacht und Ewigkeit.

Je mehr sie nachdachte, desto weniger unbegreiflich kam es ihr vor, daß Dag in seines Vaters Schlafkammer gezogen war. Der Alte war jetzt über ein Jahr tot, und dort hatte gewiß schon dessen Vater geschlafen, und jetzt schlief eben Dag dort. Und Dags Mutter hatte da mit Vater Dag geschlafen . . .

Da schien ihr der Glanz über ihrer geliebten Kammer ganz zu verbleichen . . .

Wer unten im offenen Lande geglaubt hatte, „der Junge" sei ein Narr, bei dem man es mit den Zinsterminen nicht so genau zu nehmen brauche, der wurde ernstlich eines besseren belehrt, als Dag hinauskam. Und sie machten sich nach Norden auf und rechneten ab wie früher, und am letzten Abend seiner Frist erschien auch Per Langmo.

Adelheid horchte jedesmal gespannt, wenn jemand kam, aber sie hatte bisher immer nur die Begrüßungsworte in der Diele gehört — dann gings in die Schreibstube, und die Tür schloß sich.

Per hatte nicht den vollen Betrag zusammenbringen können und bat noch in der Diele um Aufschub.

„Oh, du bist ein Lausekerl!" hörte Adelheid Dag so hart und häßlich sagen, daß sie von der Tür zurückfuhr. Dann waren sie in der Schreibstube, und sie hörte nichts mehr, bis Per durch die Diele wieder fortging. Er versprach, den Rest in der kommenden Woche zu bringen, Dag aber unterbrach ihn: „Du kannst das halbe Jahr warten — bis zum nächsten Termin!" Seine Stimme klang nicht mehr schroff wie vorhin, aber fest und bestimmt.

An einem sonnenhellen Februarsonntag stand Adelheid an der Fenstertür und blickte über die Siedlung hin. Auf dem Geländer des Balkons hielten Spatzen und Goldammern ihren Schmaus an der Garbe, die sie gestern hatte aufsetzen lassen, und die Kohlmeisen pickten und zerrten an dem Talgklumpen, den sie dort für sie angebunden hatte. Etwas Gesellschaft brauchte auch sie. Heute war sie ein Stück spazierengegangen, der Wind war aber bitter kalt. Nicht das gewöhnliche, breithin brausende Wehen, sondern heulende, schneidende Böen. Gewiß gab es tiefen fauchenden Sturm oben im Gebirge, und dies waren nur ein paar durch die Wälder gesickerte Schauer; sie gingen einem aber durch Mark und Bein. Ihr Blick weilte auf den Vögelchen und weiter draußen auf der Siedlung. Bläulicher Treibschnee stob leicht um die Häuser, und hinten bei Hammarbö standen die Schneewirbel wie starre Säulen zwischen den Häusern und hielten jedesmal still, ehe sie zusammensanken. Hohe Schneewächten häuften sich an den Nordwänden aller Gebäude, und in dicken Wülsten lag der Treibschnee hie und da über den blankgefegten vereisten Wegen.

Mit einemmal wurde Adelheid lebendig. Ein Pferdeschlitten kam über Hammarbö zum Vorschein. Tante Eleonore war erst gestern hiergewesen; sie konnte es also nicht sein. Der Schlitten fuhr durch die Siedlung und kam den Weg herauf. Das Pferd sank tief in die Schneewächten ein, aber wo der Weg glatt war, ging es flott. Jetzt entdeckte sie einen Kutscher hinten auf dem Schlitten. Also ein Gefährt von Korsvoll — vielleicht Besuch aus der Stadt; aber wer konnte etwas so Wichtiges vorhaben, daß er bei dieser Kälte kam?

Adelheid war höchst verwundert, als sie vom Wohnstubenfenster aus den alten Holder in eigener Person vorfahren sah. Sein Sohn, der drei Jahre älter war als Dag, war zu Vater Dags Beerdigung hiergewesen. Dieser Alte, Vater Dags Altersgenosse, hatte sich damals nicht wohl genug gefühlt. Und jetzt kam er bei diesem bitterkalten Wetter.

Plötzlich fiel Adelheid ein, daß Vater Dag ihr einmal erzählt hatte, mit Holders Verhältnissen sei es nicht mehr so weit her. Es sei schwierig, das Geld für das Holz und andere Lieferungen von ihm hereinzubekommen. Und dieses Jahr hatte Tante Eleonore durch ihren regen Briefwechsel mit der Stadt erfahren, daß ein Kaufmannshaus nach dem anderen Bankerott mache.

Mit diesem Besuch schien es nicht geheuer, aber sie begrüßte den Alten lächelnd in der Haustür, und er war immer noch der alte Kavalier. Nach kurzen Worten des Bedauerns, daß Vater Dag so jäh hatte fortmüssen, versicherte er Adelheid, sie sei noch unverändert jung und schön.

Dag kam dazu, Jungfer Kruse bekam die Schlüssel zur großen Truhe in der Schlafkammer ausgehändigt, und für Onkel Holder wurde mit Silber und schönem weißen Tischzeug festlich gedeckt. Obwohl er nur ein Vetter von Dags Mutter war, hatte Dag ihn doch von klein auf Onkel genannt; er hatte stets Leben, gute Laune und Geschenke mitgebracht, und Dag konnte ihn gut leiden. Bei Tisch lag ein müder, abgespannter Zug über Holder, und sein Lächeln war gezwungen. Er war ja auch hoch bei Jahren.

Als man nach Tisch in der Diele saß und Holder wiederholt nach der Schreibstubentür geblickt hatte, sagte er endlich mit spröder Greisenstimme: „Ich würde gern ein paar Worte mit dir allein sprechen, lieber Dag."

Dag fuhr verwundert auf und sah ihn fragend an, ging aber mit ihm in die Schreibstube. Adelheid blieb in unerträglicher Spannung zurück — Dag hätte erfahren müssen, was sie durch seinen Vater wußte. Es wäre ihre Pflicht gewesen, es ihm zu sagen. Ob sie anklopfte? Ihn herausbat? Nein, das würde doch zu sonderbar aussehen. Sie wollte ihn lieber hinterher beiseite nehmen, wenn die beiden sich ausgesprochen hätten. Es würde wohl nicht gleich etwas passieren. Sie stand auf und ging in ihr Zimmer. Ein eisiges Gefühl von Angst hatte sie überfallen, das Gefühl einer drohenden Gefahr.

In der Schreibstube brannte ein tüchtiges Feuer im Kamin. Bei diesem kalten Wetter hatte der Schornstein guten Zug, ja, mitunter heulte er geradezu auf.

Der Tag ging allmählich zur Neige; Dag saß im Schaukelstuhl, den Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt, das Gesicht dem Feuer zugekehrt, wie gewöhnlich, wenn er abends mit der Buchführung fertig war. Holder saß zu seiner Linken in einem der schwersten Sessel aus Jörn Vielfalts Werkstatt. Sein Gesicht war halb der Glut, halb Dag zugewendet. Er erzählte von der Zeit nach den napoleonischen Kriegen, von Unglück und Not in allen Ländern und von dem sinnlosen Zoll, der in England seit sieben, acht Jahren auf Brettern und Holzwaren lag, so daß bei dem Frachtgeschäft mehr zu verlieren als zu gewinnen war; und im letzten Jahre hätten seine Kunden in London nicht einmal zahlen können.

„Mußt du die Lieferung also zurücknehmen?" fragte Dag.

„Zurücknehmen?" Holder sah ihn verständnislos an. „Sie ist verkauft — sie haben sie verkauft und mir nicht bezahlt!"

Das ging über Dags Begriffe. Unfaßlich: Waren übernehmen und weiterverkaufen und — dann nicht bezahlen. Ob denn das Gesetz so etwas erlaube?

„Ja", antwortete Holder kurz, „Not bricht eben das Gesetz — meine zahlungsfähigen Abnehmer werden wohl von ihren Käufern auch kein Geld bekommen haben, und nun stehen sie da."

Gleichwohl begriff Dag es nicht, daß sie sich nicht zu allererst das nötige Geld beschafft hatten, wenn sie etwas kaufen wollten. Es ging offenbar nicht überall so zu, wie er es sich vorstellte. Kredit war für ihn ein unbekannter Begriff. Von Bankerott hatte er natürlich schon gehört, aber geglaubt, dazu käme es, wenn man sein eigenes Geld völlig aufgebraucht habe. Und das Unfaßlichste in Holders Bericht dünkte ihn, daß dies in London geschehen sein sollte, der reichsten Stadt der Welt.

Holder blickte ihn immer verwunderter und unruhiger an, und schließlich brach ihm der Schweiß aus. Er mußte wohl etwas auf dem Herzen haben, was sich einem Menschen kaum erklären ließ, der von den wechselnden Bedingungen des kaufmännischen Lebens so wenig wußte. Er nahm sich Zeit und erzählte weit mehr von den jetzigen Zeiten und auch von ihrer Rückwirkung auf sein Geschäft, als er ursprünglich vorgehabt hatte. Und er erwähnte so ganz beiläufig, er sehe sich außerstande, seine alljährliche Abrechnung mit dem Hof zu begleichen.

Dag wußte aus seinen Büchern, daß bei Holder seit langer Zeit große Summen ausstanden, und nahm es nicht weiter wichtig, daß die Außenstände für dies Jahr nicht bezahlt, sondern den alten Zahlen hinzugefügt werden sollten.

Holder war etwas ruhiger geworden, als er sah, wie gelassen Dag bei seiner Mitteilung genickt hatte, und saß eine ganze Weile, als erhole er sich von der überstandenen Anspannung. Dann atmete er ein paarmal tief auf und — stellte die seltsame Frage: „Weißt du, daß dein Vater in Hamburg Silber stehen hatte?"

Dag sah ihn gespannt an. „Ja, das haben wir gebucht. Ist auch in Hamburg — irgendetwas im Gang?"

„Nein, nein, es war nur . . . Weißt du, wieviel?"

Dag war etwas betroffen — was ging das den anderen eigentlich an? Doch hatte er die Summe im Kopf und nannte sie.

Holder atmete sichtlich auf, aber sein Kinn versank rasch wieder in der Halskrause; ja, er suchte in Miene und Haltung tiefste Niedergeschlagenheit auszudrücken, saß eine Zeitlang wortlos da und befeuchtete seine Lippen mit der Zungenspitze, während seine Rechte unruhig mit dem goldenen Petschaft an der Weste spielte. Schließlich räusperte er sich: „Die Sache ist nämlich die, daß wir nicht nur eure Forderungen nicht begleichen können" — und seine Stimme klang mit einemmal trostlos alt —, „ich fürchte, daß es aus ist mit uns — ganz aus —, wenn du uns nicht über diese augenblicklichen Schwierigkeiten hinweghilfst. Wenn du uns das Hamburger Geld leihen wolltest, dann würdest du damit zugleich viele vor dem Untergang retten; denn viele sind von uns abhängig, und es gibt Möglichkeiten, wieder hochzukommen. Viele, die sich, ohne etwas davon zu verstehen, in den guten Jahren auf den Handel geworfen und damit das Geschäft verdorben haben, sind jetzt aus dem Spiel. Grade jetzt gäbe es also gute Aussichten, sich wieder heraufzuarbeiten — mit Vorsicht und Geduld. Und" — hier schlug Holder die Augen nieder und blickte unsicher wieder auf — „du könntest damit das Vaterhaus und den Namen — deiner Mutter und Tante Dortheas — retten."

Es hörte sich an, als fiele es dem Alten unsagbar schwer, dies auszusprechen; aber Not bricht Eisen . . .

Dag saß unbeweglich, den Blick aufs Feuer geheftet. Die Falten in seinen Wangen waren straff heruntergezogen. Er hatte nicht erwartet, daß so bald nach seines Vaters Tode eine so ernste Frage an ihn herantreten würde. Er war klug genug, zu durchschauen, daß sein Vater diese Gelder absichtlich nicht bei Holder stehen hatte. Es war ja auch noch Geld in der Truhe im Keller; aber man konnte nie wissen.

Im Laufe des Jahres wurden ja viele Steuern und Abgaben fällig, und er verstand noch so wenig von alledem. Es wäre ihm lieb gewesen, mit dieser Sache noch verschont zu bleiben, bis er besser in alle Geschäfte hineingekommen wäre. Wenn man doch mehr von allem wüßte und jemand hätte, mit dem man es bereden könnte. Er dachte an Adelheid. Ihr hatte der Vater gewiß manches gesagt . . .

Dag fuhr plötzlich auf, als habe ihn etwas gestochen; dann schloß er die Schublade des Schrankes auf. Gestern hatte er alle Papiere heraufgeholt, um dies und jenes durchzusehen. Er suchte das Bündel mit den Hamburger Papieren heraus und schloß das übrige wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Sieg und Platz.

Ein Zeitbild von **Hans Schmodde.**

Jemand fragte: „Wollen wir einen kleinen Skat spielen?“ — Aber die Autobahner hatten keine rechte Lust. Sie waren eben von Schicht gekommen, hatten gebadet und gegessen und wollten nun in Ruhe die Zeitung lesen.

„Ein andermal“, antworteten sie. Und Seppel sagte noch: „Beim Kartenspiel hat schon mancher sein Vermögen verloren.“

„Ach was“, meinte jemand, „wir spielen doch nur zum Vergnügen.“

Seppel kratzte seinen kahlgeschorenen Kopf. Dann fragte er: „Hat wer von euch eine Nadel und Zwirn? Ich muß meine Hose flicken.“

Man gab ihm Nadel und Zwirn, und er nähte mit großen, ungeschickten Stichen. „Kann ich damit zur Stadt fahren?“ fragte er schließlich.

Sie lachten und antworteten: „Damit kannst du tanzen gehen.“

„Tanzen gehen?“ — Seppel war sehr nachdenklich. „Im vorigen Jahr habe ich noch Pferd und Wagen gehabt“, sagte er nach einer Weile ohne jeden Übergang. Und man merkte ihm an, daß der Verlust ihn traurig stimmte. „Kerls“, meinte er, „ein feines Pferdchen.“

„Was ist denn daraus geworden?“ fragte einer.

„Verspielt“, sagte Seppel, „alles verspielt, Pferd, Wagen, Anzug, noch einen Anzug und dreihundert Mark in bar.“

„Wie denn das?“ fragten sie und wunderten sich, denn Seppel war abgerissen wie ein Bettler; sie trauten ihm eher zu, daß er zehn Jahre lang auf der Landstraße gelegen hätte, als daß er einmal in seinem Leben mit Pferd und Wagen gefahren wäre.

„Du bist vielleicht Abdecker beim Pferdeschinder gewesen?“ meinten sie im Zweifel.

„Nein“, sagte er, „ich hatte einen Handel mit Apfelsinen, Bananen und so.“

„Wie darf so ein Dummkopf mit Apfelsinen handeln“, spotteten sie. „Wenn du sie kauftest, waren sie süß, und wenn du sie verkauftest, dann waren sie sauer geworden.“

Er nahm ihnen den Spott nicht übel. Ruhig betrachtete er den Flicken auf seiner Hose, als wäre etwas Besonderes daran, zupfte an den Nähten, riß ein kleines Fädchen aus und hielt es zwischen den Fingern vor das Licht. „Den ersten Handel habe ich im Kartenspiel verloren“, sagte er endlich. „Ach, das waren ein paar geriebene Burschen.“

Er riß noch ein Fädchen aus der Hose und blies dagegen: „Und den zweiten Handel“, sagte er, „pfft und weg im Kartenspiel; seitdem fasse ich überhaupt keine Karte mehr an; denn es ist zuviel Betrug dabei.“

Er stützte die Arme breit auf den Tisch und blickte die Kameraden der Reihe nach an. Dabei nickte er immerzu mit dem Kopf und kniff die Augen zusammen und preßte die Lippen aufeinander, als wollte er sagen: „Ich bin schon ein richtiger Narr gewesen.“

Und als er damit fertig war, machte er mit der Hand so eine wegwerfende Gebärde und fragte: „Was meint ihr wohl, wo ich den dritten Handel verloren habe?“

Die Autobahner antworteten nicht.

„Den habe ich am Totalisator verloren“, sagte Seppel, „so etwas Verrücktes!“

Die Autobahner schwiegen; denn ihr Kamerad war ihnen plötzlich fremd geworden.

Später fragte einer: „Was hast du eigentlich von dieser Wetterei? Kostet doch nur Geld!“

Seppel dachte schon längst an etwas anderes. Er wollte am Sonnabend in die Stadt fahren, um einen Anzug zu kaufen, ein paar Hemden und eine Armbanduhr. Und an diese Armbanduhr dachte er gerade.

„Wovon soll ich etwas haben?“ fragte er verwundert.

Der andere sagte: „Na, Mensch, vom Spielen und vom Wetten.“

„Ach“, antwortete Seppl, „das ist so eine Leidenschaft. Manch einer hat sein Geld mit den Weibern vertan, und mancher hat es hinter dem Schanktisch durch die Kehle gegossen. Und ich habe gespielt. Aber nun spiele ich nicht mehr.“

„Wenn das Wort eine Brücke wäre“, meinte einer, „ich würde nicht darüber gehen.“

„Ich spiele ganz gewiß nicht mehr“, wiederholte Seppel, „ich habe einen Talisman.“

„Einen Talisman?“ lachten sie. „Da hilft kein Talisman, kein Gebet.“

„Doch“, sagte Seppel, „wird schon helfen.“ Er legte die rechte Hand auf den Tisch, und die Autobahner sahen, daß ein Pferdekopf, ein Rad und eine Spielkarte darauf tätowiert waren. Sie begriffen den Zusammenhang und schwiegen.

Am Sonnabend fuhr Seppel dann zur Stadt. Er trug seine zerrissene Arbeitskluft. Richtig zerlumpt und verdreckt sah der Kerl aus!

Er merkte es wohl, aber es bekümmerte ihn nicht. Denn mit der Hand hielt er in der Tasche ein Tuch umklammert, da hatte er den vollen ihm ausgezahlten Arbeitslohn hineingeknotet.

Das ist Geld, dachte er, ein großes Stück Geld, und ich möchte nicht in den Taschen anderer suchen, ob die ebenso viel darin haben wie ich.

Er hatte wohl recht. Und Menschen, die ihren Nachbarn nach der Schale einschätzen, die er trägt, hätten den Seppel drei Stunden später nicht wiedererkannt. Der Anzug freilich und die Schuhe waren schon getragen, die hatte der Seppel beim Althändler gekauft; aber sie waren doch sauber und gut erhalten. Und die Armbanduhr war nicht modern, aber sie war aus Silber und tickte und zeigte die Stunden an; und es konnte ihr niemand ansehen, daß sie aus dem Leihhaus stammte. Das Hemd hingegen, auch die Mütze, Strümpfe, Gürtel und was man sonst noch braucht, eine Pfeife, ein Tabaksbeutel und eine Lederbörse für das Geld — alles das war neu. Seppel überrechnete alles und fand, daß er noch etwas übrig behalten hätte, drei große Silberstücke und ein paar kleine.

„Das reicht für einen guten Tag“, dachte er. „Gelebt ist gelebt, und sterben muß man ohnehin.“

Aber wie er nun durch die Straßen schlenderte und danach Umschau hielt, was er sich wohl am besten leisten könnte, schien ihm alles keinen rechten Wert zu haben.

Ein Zeitungshändler ging vorbei. Die Zeitung roch nach frischer Druckerschwärze. Seppel kaufte ein Blatt, nicht um darin zu lesen, sondern um die Druckerschwärze zu riechen. — Schließlich blätterte er auch in den Seiten, las die Überschriften und die Anzeigen und ganz versehentlich: „Rennen in Saint Cloud; Rennen in Karlshorst, in Straußberg.“

„Unser Tip“, las er, „Attila, Rübezahl.“

Da faßte ihn das alte Fieber. Er zählte schnell und lief, so schnell er konnte, zwei Straßen quer und eine längs — zum Wettbureau. — „Attila“, dachte er, „Rübezahl“.

Auf „Rübezahl“ hatte er im vorigen Jahre gewonnen. Und „Attila“ war klarer Favorit.

„Sieg“, dachte er, „zweimal Sieg!“

Das Wettbureau war schon geschlossen. Als Seppel nach der Türklinke griff, sah er den Pferdekopf auf seinem Handrücken, das Rad und die Spielkarte. „Ach, Unsinn“, dachte er. Aber als er die Tür verschlossen fand, dachte er: „Das war dein guter Stern!“ — Wischte die Schweißtropfen aus dem Gesicht und schämte sich.

Dann — ohne sich weiter Rechenschaft darüber zu geben — ging er Schritt für Schritt mit hängendem Kopf und schweren Gliedern zum Bahnhof, suchte auf den Tafeln, wann der nächste Zug abfahren sollte, und fuhr mitten in der Nacht zum Lager zurück. Da fühlte er sich geborgen.

Am Sonntag abend wartete Seppel in der Kantine auf die Rennberichte des Rundfunks.

„Attila wurde geschlagen“, hörte er nach einer Weile. „Rübezahl endete auf dem dritten Platz.“ — Da gab Seppel eine Runde Bier für alle, die in der Kantine waren. „Alle beide“, flüsterte er, „gut, daß es so gekommen ist, sie sind beide geschlagen worden.“

Die Kameraden verstanden nicht, warum er sich freute. „Mensch“, sagten sie, „dann hast du doch verloren.“

Er schüttelte wie abwesend den Kopf: „Nein, nein“, antwortete er zufrieden, „ich habe gewonnen, diesmal habe ich gewonnen . . .“

Die Krabbenfischer.

Skizze von Hans Colberg.

Den ganzen Nachmittag war ich auf der Insel Nordstrand herumgelaufen, die durch den neuen Damm zum Festland geworden ist. Möven und Avosetten flogen mir kreischend über den Kopf hinweg. Bei Husum hatten sie am frühen Morgen den Signalball hochgesetzt: Sturm. Die Wellen der Nordsee wogten grün gischtend ans zerrissene Ufer.

Gegen Abend hatte ich endlich den Hafen von Tönning erreicht. Kleine geflickte Segelkutter schaukelten am niedrigen Kai auf und ab. Weit hinten lugten die niedrigen Häuser aus der sanft aufsteigenden Erde empor und verloren sich zwischen den winkligen Straßenzeilen. Die Glocken der kleinen Kirche läuteten den Feierabend aus.

Langsam sank am Horizont die Sonne ins Meer. Nur letzte Strahlen noch strichen aus dem wolkenverhängten Himmel über die Wellenberge, auf denen jetzt ein paar alte Fischerkähne herantaumelten. Krabbenfischer . . . Schon von weitem winkten sie mir mit den Armen, riefen irgend etwas in ihrem harten Friesisch herüber. Minute um Minute verrann. Meter für Meter kamen sie näher. Und während aus den schwarzen Schornsteinen der Häuser dünne Rauchfahnen pafften, um sogleich wieder in die Tiefe zu huschen, schlugen die hölzernen Leiber der Boote ans Land.

Wenig später knackten meine Finger frische Krabben auseinander. Die mir schon gut befreundeten Fischer smokten ihre krummen Pfeifen und legten dabei die Netze zum Trocknen aus.

„Kann noch schön windig werden heut nacht", brummte der eine vor sich hin.

Ja, ja, werde wohl so sein. Es waren die kleinen Wolkenfetzen da oben, die ihnen das drohende Unwetter verrieten. Wahrhaftig, diese knorrigen und sonst so wortkargen Männer wußten um alles, was sich zwischen Himmel und Erde tat, sie, die wirklich nichts als ihre Arbeit haben.

Als einziges Vergnügen vielleicht noch die kleine Kneipe, in der wir dann wieder alle beisammen saßen. Dick und scharf beißend der Tabakqualm . . . Spärlich gingen die Worte von einem Tisch zum anderen. Lachen dazwischen. Petersen erzählte zum wer weiß wievielten Male die Geschichte von den Matjesheringen.

„Wissen Sie, warum die Biester so heißen? Nöö? Na denn man tau . . ." An der Küste Norwegens schwimmen die Heringsschwärme. Und ein Hai ist hinter ihnen her und treibt sie immer weiter nach Süden, England entgegen. Dort fragt dann der Hai in der Fischsprache (natürlich gibt's das, sonst würden ja die Fische nach dem Tode nicht vor Schreck ihr Maul offenstehen lassen!), also der Hai fragt die Heringe, ob sie jetzt matt seien. Diese antworten, weil sie sich nun in englischen Hoheitsgewässern befinden: „Yes!" Na und darum heißen sie Mattes!

Lachen und beifälliges Gemurmel hallen durch die niedrige Wirtsstube. Spät wird es . . . bis wir alle zusammen aufbrechen und durch die Nacht stapfen, unserem Hause zu. —

Als wir am Morgen zum Hafen kamen, standen die Fischer schon längst an ihren Plätzen. Und — ja, es war große Not über Nacht gekommen. Was ist mit dem Petersen, dem Alten, der uns augenzwinkernd die abendliche Haigeschichte vorklönte? Dem war über Nacht der Kahn weggesackt. So einfach weggefegt vom aufgeregten Wasser, als wäre er niemals da gewesen. Da zwischen den beiden Bohlen hatte er gestern abend noch gelegen, und heute war nichts zu sehen als dunkelgrünes Wasser.

Eigentlich mußten die Männer nun hinaus, ihr tägliches Brot zu verdienen. Aber das ging nicht so einfach. Hier gab es auf einmal kein Ich mehr. Einer ist alle, und alle sind einer. Mit langen Stangen suchten und suchten sie im Wasser herum, bis sie den Kahn gefunden hatten. Und alle packten sie an, um ihn wieder hochzuheben, dahin wo es hell war und die See winzige, unschuldig aussehende Wellen ans Ufer warf.

Nun lag der alte Kasten nach vielen Stunden mühevoller Arbeit wieder an Land. Der alte Petersen ging um ihn herum, faßte mit der Hand mal hierhin, mal dorthin, schüttelte mit dem grauhaarigen Kopf, sagte dabei aber kein Wort, kein einziges Wort. Ja, es war ein sehr alter Kahn. Er war morsch, dazu lag vieles im Wasser, was man bestimmt nicht mehr finden würde. Da gab es heute gewiß kein Fischen. Das sah der Petersen, das sahen auch ebenso die anderen ein. Sie standen ein wenig gebeugt da und guckten und fühlten mit der Hand an den Netzen und wußten, daß es wirklich nicht ging.

„Fahren Sie denn heute nicht hinaus?" fragte ich und kam mir schon im nächsten Augenblick furchtbar dumm vor.

Die Krabbenfischer murmelten etwas vor sich hin. Ich verstand kein Wort davon. Ich lief weiter. In die Stadt hinein. Jetzt mußten sie allein sein mit sich — die Krabbenfischer.

Und es war so: Den ganzen Tag fuhren sie nicht hinaus. Sie wollten dem alten Petersen helfen, ihn nicht allein lassen mit seinem Unglück. Natürlich schüttelte ich erst verwundert den Kopf. Warum das nur? Sie hätten doch den Verdienst nachher teilen können. Trotzdem fuhren sie nicht. Also ein — sagen wir es ruhig — Schildbürgerstreich?

Nein, um alles auf der Welt nicht. Es ging hier nicht um den kärglichen Verdienst, um ein bißchen kaltes Geld. Es ging um vieles mehr. Vielleicht wußten sie es selbst nicht einmal, um was eigentlich. Sie werden es ganz einfach nur gefühlt haben . . . So unerbittlich und groß, wie draußen das Meer sich hob und wieder senkte, wie über Nacht der Wind kam und wieder verging, wie das Brausen die herbe Luft erfüllte, daß nichts diese eherne Stimme übertönte, aus der die Vergangenheit zu sprechen schien und mehr noch die Zukunft.



Bunte Chronik



Neue Funde im Grabe König Alarichs.

Die Ausgrabungen an jener Stelle bei Cosenza in Italien, an der kürzlich im Bett des Busento angeblich das Grab und die Schatzkammer des Westgotenkönigs Alarich entdeckt wurden, haben jetzt ein erstes interessantes Resultat ergeben. Unter großen Steinblöcken fand man uralte menschliche Knochen, die vier verschiedenen Personen angehört haben dürften.

Dieser Fund dürfte die Geschichte bestätigen, wonach die westgotischen Soldaten, um zu verhindern, daß das Grab ihres Königs entdeckt würde, die zu den Bestattungsarbeiten verwendeten Sklaven töteten, in oder neben das Grab warfen und außerdem die Leichen noch mit Steinblöcken beschwerten. Im übrigen steht es fest, daß der Boden unterhalb der Ausgrabungen entfernt worden war und später wieder an seinem Platz aufgeschüttet wurde. Die bisherigen Ausgrabungen sind bis zu einer Tiefe von 4,60 Metern gediehen. Die Knochenreste wurden in 3,50 Meter Tiefe gefunden. In den letzten Tagen mußte das Tempo der Ausgrabungen verlangsamt werden, da Wasser eindrang und Stützungsarbeiten durchgeführt werden mußten. Die französische Wünschelrutengängerin Crevrlin zeigte weiterhin mit Hilfe ihrer Instrumente die Anwesenheit kostbarer Metalle in einer Tiefe von sieben Metern an.



Lustige Ecke



Das Gerücht.

„Man sagt, du hast sehr viel Schulden."

„Ach, weißt du — das ist nur so ein Gerücht, das meine Gläubiger aufgebracht haben."

Der Ring.

Der junge Mann raunte zum Juwelier: „Nehmen Sie, bitte, den Verlobungsring zurück!"

„Paßt er Ihrer Braut nicht?"

„Er schon — aber ich nicht!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.